

Wissen

MICHAEL KAUPPERT, Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens.
Wiesbaden: VS 2010, 320 S., br., 34,95 €

ANDREAS LANGENOHL

Die Monografie von Michael Kauppert weist von ihrer Mitte her in zwei sehr unterschiedliche Richtungen – zum Beginn und zum Ende hin – und wartet deswegen mit einigen Überraschungen auf. In dieser Mitte (167ff.) findet sich das Argument, dass sich die Strukturen und Problematiken nicht nur der Lebenswelt, sondern des gesamten gesellschaftlichen Zusammenhangs durch autobiografische Erzählungen erschließen lassen. Kauppert richtet sich hier insbesondere gegen Jürgen Habermas' Argument, dass zu einer Lebensweltanalyse eine funktionale Analyse hinzutreten müsse, um den systemisch verselbständigten Funktionsbereichen der modernen Gesellschaft Rechnung zu tragen. Der Autor stellt eine Herleitung in Aussicht, die zeigen soll, dass und wie lebensweltliche Erzählungen sehr wohl einen Blick auf das Gesamt der Gesellschaft erlauben, ohne dass zu einer a-semantischen Zone systemischer Reproduktion Zuflucht genommen werden müsste. Es geht damit um die Frage, wie eine So-

ziologie, die sich als Wissenschaft vom sozialen Sinn versteht, sich zu den alltäglichen Anstrengungen der Produktion solchen Sinns verhält und darauf ihre Strategien der Analyse und Verallgemeinerung gründet.

Jene Frage stellt sich als das Resultat einer umsichtigen theoretischen Erörterung dar, die den ersten Teil des Buchs ausmacht und sich mit zwei Problemen befasst: (a) der Sozialität der Autobiografie und (b) dem Verhältnis zwischen dem Erzählten als Verganem und dem Erzählen in der Gegenwart. Die genuin soziale Natur einer autobiografischen Erzählung (AE) ist dadurch begründet, dass die in ihr artikulierte Stellungnahme zur eigenen Identität („Wer bin ich?“) einer Frage nachgeformt ist, die nur von Anderen kommen kann („Wer bist du?“). Hier greift Kauppert nahe liegender Weise auf George H. Mead zurück und argumentiert, dass die Struktur des Selbstverhältnisses, wie es sich in der Erzählung manifestiert, das gesellschaftliche Verhältnis zwischen Ego und Alter voraussetzt (Kapitel III). Gleichzeitig hat dieses Selbstverhältnis nicht nur einen reflexiv-theoretischen Charakter, sondern besitzt eine praktische Dimension darin, dass AE auf eine „Erfahrung“ reagieren und durch diese ausgelöst, wenn auch nicht determiniert werden.

Dem zuvor liegt ein vorbereitender Schritt. Während nämlich die AE, mit Mead, formal den Modus der Interaktionalität mit Anderen zur generischen und insofern „zeitlosen“ Voraussetzung hat, erwächst sie andererseits aus einer Erfahrung in der Vergangenheit. Hier lanciert der Autor das philosophisch-anthropologische Argument, dass eine solche Erfahrung vorgestellt werden kann als das Ausgesetztsein an eine Erwartungsenttäuschung (Kapitel II). Es ist die Bewältigung dieser Enttäuschung, die die erzählte Vergangenheit mit der Erzählgegenwart in Beziehung setzt, weil die AE gleichermaßen als Bewältigung und Artikulation dieser Enttäuschung zu verstehen ist. Weder erschließt also das Erzählsubjekt seine Vergangenheit allein aus der Perspektive der Gegenwart, noch artikuliert sich die Vergangenheit ungebrochen in der Gegenwart. Vielmehr setzt sich das Scharnier zwischen Vergangenheit und Gegenwart aus Erzähltypen zusammen, die nicht nur die Vergangenheit repräsentieren, sondern zugleich umschreiben, wie sich das Erzählsubjekt kraft dieser Vergangenheit gewandelt hat. Diese Erzähltypen (Erlebnis-, Bildungs- und Konversionserzählungen) erscheinen in Kaupperts Argumentation damit als Generatoren unterschiedlicher Verhältnisse zwischen Erzählsubjekt und erzähltem Subjekt.

Bis hierher scheint es, dass Kauppert Erzählstrukturen, verstanden als Strukturen der Genese einer *Ablaufgeschichte*, in seiner Rekonstruktion der soziologischen Biografieforschung extrem stark gewichtet. Seine Rückgriffe auf Husserl, Hegel und Heidegger bei der Beschreibung der drei Erzähltypen (114ff.) dienen weniger dazu, einen phänomenologischen Ansatz an sich zu rechtfertigen, sondern zeigen, wie stark ein solcher Ansatz narrative Strukturen des Selbst- und Weltverhältnisses impliziert. Zugleich grenzt er sich hierdurch von der soziologischen Biografieforschung ab: Diese habe es bislang nicht vermocht, das Verhältnis zwischen erzählter Vergangenheit und Erzählgegenwart typologisch zu differenzieren, und stattdessen theoretisch unzureichend begründeten Vorannahmen bezüglich dieses Verhältnisses zu viel Gewicht gegeben. Oevermanns objektive Hermeneutik gewichte die AE zu stark zuungunsten der Spezifik der Erzählsituation; Rosenthals gestalttheoretische Grundlegung der soziologischen Biografieforschung mute der AE zu, die erzählte Zeit unmittelbar zu repräsentieren; und Schützes Erzähltheorie konstruiere eine Homologie von Erzählung und Erfahrung unter Rückgriff auf den Begriff kognitiver Figuren, welche selbst nicht narrativen Charakters seien und daher auch die Bedeutung des erzählerischen Elements vernachlässigten (Kapitel I).

In besagter Mitte des Buches angekommen, scheint es dem Leser mithin, dass nach Kauppert die Erzählung zwei Funktionen besitzt, die geeignet sein könnten, eine theoretische Neubegründung des heuristischen Stellenwerts der Autobiografie für die Soziologie unter Rückgriff auf einen starken Begriff des Narrativen zu leisten. Erstens werden in narrativen Prozessen vergangene Erfahrungen an gegenwärtige Positionalitäten angeschlossen, wodurch die Narration zum entscheidenden dritten Element wird, das zwischen Erfahrungsvergangenheit und Erzählgegenwart, zwischen Erfahrungssubjekt und Erzählsubjekt vermittelt. Zweitens ist eine genuin soziologische Möglichkeit der Generalisierung theoretisch durch die Vorgängigkeit des Prinzips der Interaktion (Mead) bei der Artikulation von AE verbürgt. Und so erwartet der Leser, der Autor werde nun Habermas dahingehend korrigieren, dass die lebensweltliche AE in einer Kontinuität mit soziologischen Idiomen der Gesellschaftsanalyse stehe und vor diesem Hintergrund eine Reflexion auf die Soziologie und ihre Beziehung zu ihrem autobiografischen Erkenntnisgegenstand möglich werde.

Es kommt jedoch ganz anders, und es geht sehr schnell. Die größte Überraschung besteht darin, dass Kauppert die Lebenswelt – deren Begriff er durch den des „Erfahrungsraums“ ersetzt (189) – nicht durch das Prisma narrativer Strukturen mit dem Unternehmen einer interpretativen Soziologie in Beziehung setzt, sondern die Lebenswelt stattdessen scientifiziert. Sie birgt nicht ein, wenn auch nur irgendwie diskursivierbares, von den Subjekten selbst artikulierbares Wissen, sondern nur „stummes“ Wissen, das sich keinesfalls innerhalb derselben Lebenswelt explizieren lässt, weil es aus reinen Relationen besteht (208). Damit schließt Kauppert die Sinnstruktur der Lebenswelt radikal von den sie bevölkernden Subjekten ab – und dem soziologischen Beobachter auf. Dies geschieht unter Rückgriff auf ein in dieser Volte geübtes Paradigma, nämlich den Strukturalismus von Ferdinand de Saussure bis Claude Lévi-Strauss. Kauppert zufolge artikuliert sich in AE nicht eine *Geschichte*, sondern ein *topologischer Raum*, d. h. ein Strukturgeflecht von „Narratemen“, die ihre eigenen Transformationsregeln schon mitbringen, also selbst dann, wenn sie sich wandeln, struktural darstellbar sind (242). Der Verlaufscharakter von Geschichten wird damit zugunsten der Transformierbarkeit erzählter Episoden ineinander aufgegeben. Eine AE ist nicht als Temporalordnung, sondern als topologische Ordnung eines in Oppositionspaare differenzierten Erfahrungs- und Wissensraums von Bedeutung, dessen soziologische Erschließbarkeit in seiner reinen Relationalität – also seiner Formalität – begründet liegt. Daher grenzt sich Kauppert auch – sehr im Gegensatz zu den im ersten Teil des Buchs geweckten Erwartungen – von literaturwissenschaftlichen bzw. narratologischen Anleihen klar ab.

Auf diesem Wege der Entnarrativisierung der Erzählung wird viel über Bord geworfen. Zum einen verschwindet die Möglichkeit, eine AE von irgendeinem anderen Modus der Selbstthematizierung abzugrenzen, womit gattungsspezifische Besonderheiten der AE (deren Vernachlässigung Kauppert Schütze anfangs vorwirft) irrelevant werden. Zum anderen hat die Erzählsituation keine Resonanz mehr im Analyseverfahren – ein Punkt, der im ersten Teil des Buchs Oevermann zur Last gelegt worden war. Schließlich ist die AE der methodologische Einstiegsort in das situationsunabhängige, weil alle Situationen übergreifende Wissen der befragten Akteure – ein Argument, das der von Kauppert an Rosenthal kritisierten Gleichsetzung der Erzählung mit der Erfahrung nicht fern liegt.

Die Monografie wirft weitere Fragen auf, die die Ausrichtung der qualitativen Analysemethoden folgenden Soziologie insgesamt betreffen. In dieser Hinsicht könnte die besprochene Arbeit ein wichtiges Symptom gegenwärtiger Theoriediskussionen sein. Eine erste Frage lautet, ob es möglich ist, die soge-

nannte poststrukturalistische Kritik, die auch eine Weiterführung des Strukturalismus war, zu ignorieren. Oder umgekehrt formuliert: Spräche etwas dagegen, nicht nach Oppositionspaaren, sondern nach leeren Signifikanten zu suchen? Die Theoriediskussion hat Kaupperts Argument, dass die strukturelle Analyse paradigmatischen Ausdruck in der Interpretation von Mythen à la Lévi-Strauss findet (243), hinter sich gelassen.

Eine weitere Frage betrifft die Kritik an der (nicht nur sozialwissenschaftlichen) Hermeneutik, die sowohl dem Strukturalismus wie dem Poststrukturalismus eigen ist. Nur Ersterer behauptet die Möglichkeit eines objektivistischen Szientismus, während Letzterer dazu tendiert, sich in eine Reihe mit anderen Deutungen oder „Kommentaren“ (Derrida) zu stellen und damit seine eigenen Möglichkeitsbedingungen als Bedeutungseffekte zu thematisieren. Das Umgehen dieser letzteren Strategie durch Kaupperts Rückkehr zum Strukturalismus deutet auf eine interessante Tendenz in der gegenwärtigen qualitativen Forschung hin. Während der quantitativen Forschung oftmals der Vorwurf des Positivismus gemacht wurde, gegen den sozialkonstruktivistische Ansätze aufgerichtet wurden („Gesellschaft gibt es zuvörderst als soziale Interpretation“), scheint sich mittlerweile auf unterschiedlichsten Feldern der qualitativ vorgehenden Forschung – von der Objektiven Hermeneutik, die Kauppert kritisiert, bis hin zu seinem eigenen Projekt – ein *antikonstruktivistischer* Trend zu artikulieren, der auf dem Begriff der Struktur aufbaut. Dabei spielt es offenbar keine große Rolle, ob, wie in der Objektiven Hermeneutik, die Struktur als Prozessstruktur oder, wie im Strukturalismus nach Ansicht Kaupperts, als topologische Struktur gedacht wird. Entscheidend ist vielmehr die Geste, durch die auf Struktur referiert wird. Sie besteht darin, dass es sich bei „Struktur“ um etwas *Vorkulturelles* handelt, das keine lebensweltliche Meta-Artikulationen erlaubt, sondern eine rein performative Artikulation der Lebenswelt selbst darstellt, die nur durch Lebenswelt-fremde Codes in ihrer konstativen Bedeutung enthüllt werden kann. Es wird spannend sein zu verfolgen, ob die qualitative Forschung auf diesem Wege bei einem neuen, postpositivistischen Objektivismus anlangen wird.